

wo des Rufus als eines Sohnes des Simon erwähnt wird, in den mittelalterlichen Passionsspielen den berühmten rothbärtigen Rufus geschaffen, der wüthend hinter dem Herrn herlief und unbarmherzig auf ihn losschlug.

J. Sack.

Regeln

für die

Beurtheilung des Alters christlicher Kunstwerke.

Von

J. Sack.

Voraussetzend, daß es den verehrlichen Lesern dieser Schrift nicht unerwünscht sein werde, kurz die Hauptregeln zusammengestellt zu sehen, an die man sich bei Beurtheilung des Alters christlicher Kunstwerke zu halten hat, unternahm ich die Ausarbeitung dieser Abhandlung und beginne mit den Regeln für die Beurtheilung des Alters christlicher Bauwerke.

Zu den Baustylen des Mittelalters rechnet man:

- 1) den altchristlichen Baustyl,
- 2) den romanischen und byzantinischen Styl,
- 3) den Uebergangsstyl,
- 4) den gothischen Styl.

Der altchristliche Baustyl oder Basilikenstyl erhielt sich, wenn wir wollen, vom achten bis zum zehnten Jahrhundert, war eigentlich aus dem Heidenthume in das Christenthum übergegangen und

wird durch das aus drei oder mehreren Schiffen bestehende, durch Säulen getrennte, Langhaus mit halbrunder Apsis an der Schmalseite charakterisirt. Freilich dient auch das Wort Basilika zur Bezeichnung der mittelalterlichen flachbedeckten romanischen Kirchen, weil diese im Wesentlichen den Typus des Basilikenstyls beibehielten und aus eben diesem Grunde werden selbst Gotteshäuser, zur Zeit der Uebergangsperiode erbaut, noch Basiliken genannt.

Zum altchristlichen Style rechnet man auch gewöhnlich die karolingische Bauweise, die unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern bis in's zehnte Jahrhundert herrschte und sich, wie u. a. der Dom von Aachen zeigt, als Centralbau charakterisirt, zu dessen Rundbogenstellungen meist antike Säulen und deren Theile verwendet wurden.

Der romanische oder byzantinische Styl, auch Rundbogenstyl genannt, herrschte vom elften bis zum dreizehnten Jahrhunderte. Ueberhaupt aber unterscheidet man das Frühromanische des elften, das ausgebildet Romanische des zwölften und das Spätromanische des dreizehnten Jahrhunderts.

In der Architektur charakterisirt sich dieser Styl durch das Vorherrschen der Horizontallinie und die bei allen Wölbungen angewendeten Rundbogen, in den bildenden Künsten dagegen durch symmetrische Strenge und scharf aufgefaßte Formen.

Wurde der ursprüngliche Romanismus byzantinscher Styl genannt, so geschah dies deshalb, weil beide den Rundbogen gemeinsam anwandten, und weil man überhaupt früher glaubte, der romanische Styl sei in Byzanz entstanden.

Im zwölften Jahrhunderte fing man an, die Gewölbe beträchtlich zu erhöhen und war deshalb genöthigt, sie an den Außenseiten mit Strebepfeilern zu versehen und zwar wurde diese neue Bauweise zuerst an der Apsis angewandt, wie an der Kirche Maria im Kapitol zu Köln zu sehen ist.

Im Spätromanismus haben die Kirchen häufig eine Gruppe von drei Fenstern neben einander, bekannt unter dem Namen Dreifaltigkeitsfenster.

Sonst sind die romanischen Kirchen häufig mit den Engelskören, dem Dreiskenkel (einer aus drei verschlungenen Kreiskbögen bestehenden und wahrscheinlich die h. Dreifaltigkeit symbolisirenden mystischen Figur) und dem Tetramorph (Vereinigung der vier Evangelisten-Symbole in Einer Figur) geziert. Daß sich der romanische Styl noch besonders durch schwerfällige, aber doch ernste, Säulen, durch runde Abschließung des Kreuzschiffes, durch die Krypta, in Deutschland namentlich durch einen Westchor u. s. w., charakterisirt, braucht wohl hier eigentlich nicht angeführt zu werden; allein bemerkt werden muß, daß sich Westchöre schon im dritten und fünften Jahrhunderte finden und daß auch dem h. Bonifazius († 755) in Fulda bald nach seinem Tode ein Hauptaltar im Westende der Kirche errichtet wurde.

Ein eigenthümlicher Provinzialismus der romanischen Bauweise ist der normannische Styl. Dieser entstand in der Normandie, wurde gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts von den Normannen nach England verpflanzt und zeichnet sich durch besondere Ornamente (Diamant, Kanten, Stern, Zickzack, Schach, Zinnen, Spitzahn u. s. w.) aus.

Vom Uebergangstyle des dreizehnten Jahr=

hundertes wäre nur das hervorzuheben, daß sein wesentlichstes Merkmal die Aufnahme des Spitzbogens, daß das Gratgewölbe des romanischen Styles in ihn, freilich spitzbödig, übergegangen sei und daß die Rundfenster, in der romanischen Bauweise Öffnungen ohne Fülle bei ihm als speichenförmige Radien — als Radfenster — vorkommen.

Die drei Hauptentwickelungsstufen des vom dreizehnten bis zum sechszehnten Jahrhunderte vorherrschenden, durch die Vertikallinie und durch ausschließliche Anwendung des Spitzbogens und der Gurtgewölbe charakterisirten, gothischen Styls lassen sich leicht und genau bestimmen.

In dem noch romanisirenden früh- oder streng-gothischen Style des dreizehnten Jahrhunderts besteht die Füllung des Fensterbogensfeldes aus einer durchbrochenen Steinplatte oder aus einfachen nicht profilirten Pässen und die Strebebögen endigen sich mit einer Giebeldeckung.

Der ausgebildete gothische Styl des vierzehnten Jahrhunderts zeichnet sich aus durch feld- oder walzenförmige Kapitäle; durch konstruktiv gehaltenes, rein geometrisches Maßwerk, durch Seitenschiffe, welche streng die halbe Breite und die halbe Höhe des Hauptschiffes haben; durch Strebebögen, zuweilen zwei- bis dreifach über einander, was besonders bei französischen Kirchen der Fall ist; durch Strebebögen in Nischen auslaufend.

Charakteristische Merkmale des spätgothischen Styls aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte sind Grat- und Gurtgewölbe; Maßwerk mit dekorativen, willkürlich erfundenen, Bestandtheilen, Perpendikularstyl (Ubart der englischen Spätgothik);

Strebepfeiler, die gewöhnlich mit bloßen Wasserschrägen abschließen.

Gelegentlich sei auch noch gedacht des *Renaissancestyls*, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien auftauchte, sich von da über das ganze Abendland verbreitete, sich in der Architektur durch freie Nachahmung der römischen Bauwerke auszeichnete und im sechszehnten Jahrhunderte *Cinque-Cento-Styl* genannt wurde, sowie des *Barockstyls*, der verdorbenen Renaissance des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

So viel von den Grundzügen der verschiedenen Baustyle. Es folgen jetzt mehrere Andeutungen, die sich auf das Alter kirchlicher Gebäude und sonstiger Gegenstände in und an denselben beziehen.

Der *Ambon* erhielt sich bis zum dreizehnten Jahrhunderte, wo er dem *Lettner* (Lektorium) Platz machen mußte. In eben dieses Jahrhundert fällt auch die Einführung der *Kanzeln*, früher den Ambonen gleichend, später in gothischen Kirchen auf einer Säule ruhend und im späten Mittelalter mit dem *Schalldeckel* gekrönt.

Die ältesten Basiliken hatten noch keine *Thürme*; diese entstanden erst in der karolingischen Zeit in Frankreich, oder wie Andere wollen, schon im siebenten Jahrhunderte in Italien, wo sie, wie noch jetzt in manchen Gegenden, neben den Kirchen erbaut wurden. Städtische *Glockenthürme* über Thore, an Rathhäusern u. s. w. leiten ihren Ursprung aus dem vierzehnten Jahrhunderte. *Glocken* kamen wohl erst im sechsten Jahrhundert in kirchlichen Gebrauch. Bis ins neunte Jahrhundert waren sie theils aus Blech zusammengenietet, theils aus Bronze gegossen. Harmonisch ausgebildete

Glocken kommen schon im dreizehnten Jahrhunderte vor; die größten dieser Art wurden im fünfzehnten Jahrhunderte gegossen. Uhren, und zwar mechanische Schlaguhren, denn Sonnen- und Sanduhren waren schon früher bekannt, kamen im vierzehnten Jahrhunderte auf. Sie finden sich im Chore der Kirchen, auf Thürmen derselben und der Stadthäuser, und das Zifferblatt war häufig in vierundzwanzig Stunden getheilt, was man große oder ganze Uhr nannte. Künstliche astronomische Uhrwerke (Männleinlaufen, Jaquemart) wurden wohl erst im fünfzehnten Jahrhunderte erfunden. Wetterhähne, deren Symbolik hier unberührt bleiben mag, gab es schon im zehnten Jahrhunderte auf den Kirchthürmen. Windfahnen, erst aus Blei, später sehr häufig mit großer Kunstfertigkeit aus Eisen verfertigt, waren schon im Mittelalter auf Thurmspitzen und Dachfirsten allgemein. Im Spätmittelalter fing man auch an, Urkunden über den Bau, Gebete, Reliquien u. s. w. in den Thurmknöpfen niederzulegen.

Sakramentshäuschen, auf der Nordseite des Hochaltars frei stehend, stammen aus dem fünfzehnten Jahrhunderte. In früherer Zeit stand ein mit einer Gitterthür verschlossener, oft tabernakelartig gekrönter Wandschrank auf der Evangelienseite des Altars und diente, wie jene, zur Aufbewahrung und Ausstellung der heiligen Hostien.

Die ältesten bekannten Beichtstühle sollen bis in das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Ist dies wahr, so kann daraus keineswegs der Schluß gezogen werden, man habe früher von der Ohrenbeicht nichts gewußt, die urälteste Tradition spricht dagegen.

Die ältesten Steinmessenzeichen, aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte stammend, sind Buchstaben aus den Majuskel- und Runenalphabeten, Planeten, Abbildungen von Handwerkszeug u. s. w., wohingegen die späteren aus geometrischen Linien zusammengesetzt sind. Mit solchen Steinmesszeichen sind nicht die Werkzeichen zu verwechseln, die den Zweck der richtigen Zusammensetzung der bearbeiteten Steine hatten.

Hauszeichen sind Figuren, die seit dem dreizehnten Jahrhunderte gebraucht wurden, um einem Grundstücke nebst dessen Zubehör, so wie dem zeitweiligen Besitzer, als gemeinsames Wahrzeichen zu dienen.

In den ältesten christlichen Zeiten waren außerhalb der Kirchen Taufkapellen (Baptisterien) erbaut, die gewöhnlich eine runde oder achteckige Grundform hatten. In der Mitte solcher Kapellen befand sich der Wasserbehälter, an dessen Stelle später der Taufstein trat, der in die Kirche verlegt wurde, wodurch die Thürme entstanden. Der Taufstein oder der Taufkessel, dieser aus Metall, war in der romanischen Zeit von vier- oder gewöhnlich vieleckiger prismatischer, auch cylindrischer, Gestalt, in der gothischen pokalförmig, innerlich mit kesselartiger Vertiefung zur Aufnahme des Taufwassers, oft mit einem Deckel verschließbar, und in der Spätgothik zuweilen mit einem Baldachin gekrönt. Die Taufschüssel wechselt in ihrer Form sehr ab, wurde wahrscheinlich erst nur bei Haus- und Nothtaufen gebraucht und auf den spätgothischen Taufstein gestellt.

In uralten Kirchen findet man noch oft hinter dem Sanctuarium in einem Felsen natürliche Quellen, welche eingeseget waren. Diese lieferten die aqua

lustralis, womit die Gläubigen sich reinigten und den Durst löschten. Ein einfacher, wenig ausgehöhlter und im Allgemeinen dem Taufsteine ähnlicher, Stein enthielt in früheren Zeiten das Weihwasser. Später wurde es in Becken und Kessel an den Thoren der Kirchen und Klöster gethan.

Der Bischofsstuhl war ein erhöhter Stein- oder Holzstuhl, worauf der Bischof, von der Geistlichkeit umgeben, in der Mitte der Tribune hinter dem Altare der alten Kirche thronte. Später trat an die Stelle dieses Stuhles ein tragbarer Faltstuhl. In einigen sächsischen Domen heißt der Letztner Bischofsstuhl.

Seit der Zeit der Römer bis ins eilfte Jahrhundert findet sich Bruchsteinmauerwerk zuweilen mit einzelnen Binderschichten durchsetzt. (Der Binder war ein Stein, mit seiner Länge nach der Dicke der Mauer gelegt.)

Buckelsteine, roh an der Oberfläche und nur an den Fugen zugehauen, kommen namentlich bei Schloßbauten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vor.

Der Häringgräthenbau pflanzte sich von den Zeiten der Römer bis ins eilfte Jahrhundert fort (die Steine wurden ährenförmig an einander gestellt).

Die Anlegung der Kreuzgänge um die Kirchen fällt wohl in das dreizehnte Jahrhundert.

Orgeln, freilich noch sehr unvollkommen, scheinen schon zu Karl des Großen Zeiten in kirchlichem Gebrauche gewesen zu sein. Seit dem fünfzehnten Jahrhunderte wurden sie immer mehr vergrößert und vervollkommen.

Die Messpollen (ampullae) waren in ältester Zeit nach Material (Glas, Thon, Holz u. s. w.) und

Form verschieden. Als Deckelkrüge oder Kannen aus Metall, wovon der eine mit V und der andere mit A bezeichnet ist und auf einer Schüssel stehend, die zugleich als Waschbecken dient, kommen sie wohl erst seit dem fünfzehnten Jahrhunderte vor.

Die Kelche bestanden früher aus Glas, Holz (St. Bonifazius erwähnt hölzerner Kelche), dann wurden sie aus edlen Metallen gefertigt. Früher niedrig und mit weitem Becher, daher den Ciborien nicht unähnlich, verlängerte sich mit der Zeit ihr Schaft und der Becher wurde ausgebaucht. Der Henkelkelch (*calix ansatus*), ein an der Kuppel mit zwei Nöhren versehener größerer Abendmahlskelch, kam zu der Zeit, wo die Communion unter Einer Gestalt allgemein wurde, außer Gebrauch. Dasselbe Schicksal traf damals das Kelchröhrchen, aus edlern Metalle oder Elfenbein gefertigt, am untern Ende etwas bauchig, bei der Communion der Laien gebraucht; jetzt nur noch bei der Communion des Papstes üblich. Auch der Fliegenwedel, ein Fähnchen aus leichtem Stoff, ein Fächer aus Strauß- oder Pfauenfedern, zum Abwehren der Fliegen von Kelch und Hostie bestimmt, erhielt sich bis zum dreizehnten Jahrhunderte und wird jetzt nur noch bei päpstlichen Messen gebraucht.

Leicht läßt sich das Alter der Monstranzen bestimmen. Vor dem dreizehnten Jahrhunderte gab es wohl *Faretra* oder *capsae*, Reliquienkästchen ähnlich, wohl häufig durchsichtig, die h. Hostie bergend; allein der Gebrauch der Monstranzen wurde erst nach Einführung des Frohnleichnamsfestes (1246) allgemein. Zuerst waren sie Thürmchen oder Portale, dem Kelche entsprechend. Dann kamen die gothischen laternenartigen Monstranzen. Die Sonnenform kam in der Re-

naissancezeit auf. Griechische Monstranzen haben die Form eines Sarges.

Doch gehen wir jetzt einen Schritt weiter und zwar zur Abhandlung über das Alter der Werke der bildenden Kunst über. Da wir uns in diesem Punkte jedoch zu weit ergehen würden, wenn wir die einzelnen Malerschulen bis ins Detail besprechen wollten, so begnügen wir uns damit, dieselben nur oberflächlich zu berühren, um desto schneller auf andere wichtige Gegenstände, die verschiedenen Arten der Malerei, zu kommen, worauf uns noch die besonderen Auszeichnungen der Würdenträger, die Kostüme, die Waffen und die Attribute zu besprechen übrig bleiben.

Vom vierzehnten Jahrhunderte an unterscheidet man der Zeit nach Malerschulen des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, der Nationalität nach italienische, niederländische und deutsche Schulen.

Italienische Schulen des vierzehnten Jahrhunderts: 1) Toskanische Schulen (Giotto und seine Nachfolger; Meister von Siena und ihre Nachfolger). 2) Oberitalienische Schulen. 3) Schulen von Neapel. — Schulen des fünfzehnten Jahrhunderts: 1) Toskanische Schulen. 2) Oberitalienische Schulen (Padua, Ferrara, Lombardei, Venedig). 3) Schulen von Umbrien und Meister verwandter Richtung.

Schulen des sechzehnten Jahrhunderts: 1) Leonardo de Vinci und seine Nachfolger. 2) Michel Angelo und seine Nachfolger. 3) Andre Meister von Florenz. 4) Raphael. 5) Schüler und Nachfolger Raphaels. 6) Meister von Siena und Verona. 7) Correggio und seine Schüler. 8) Schulen von Venedig. 9) Die Manieristen (Verfall der Kunst).

Schulen diesseits der Alpen im vierzehnten Jahrhunderte: Die Schulen von Prag, Nürnberg, Köln. — Im fünfzehnten Jahrhunderte: 1) Die altflandrische Schule (die van Eyck's). 2) Die nordische Kunst unter flandrischem Einfluß. — Im sechszehnten Jahrhunderte: 1) Albrecht Dürer, seine Schüler und Nachfolger. 2) Sächsishe Maler. 3) Oberdeutsche Schulen. 4) Rheinische und westphälische Schulen. 5) Niederländische Schulen. 6) Die außeritalienische Kunst unter italienischem Einfluß.

Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts setzten nicht nur die Maler, sondern auch die Kupferstecher und andere Künstler auf ihre Werke ihre Monogramme, gewöhnlich aus den Anfangsbuchstaben ihrer Namen, oder aus andern willkürlichen, oft rebusartigen Zeichen bestehend. Zu diesen Monogrammen sind auch die Fabrikzeichen der Töpfer, der Goldschmiede, die schon besprochenen Steinmetzzeichen, die Signete (Buchdruckerzeichen) und die Wasserzeichen der Papierfabrikanten zu rechnen.

In technischer Beziehung zerfällt die Malerei in Bezug auf die verschiedenen angewandten Bindemittel in Gouachemalerei, Temperamalerei, Oelmalerei und Enkaustik.

Die Gouachemalerei (guazza — Wasserfarbe) ist alt und so bekannt, daß weiter nichts Besonderes darüber gesagt zu werden braucht.

Die Temperamalerei (tempera — Leimfarbe) war bis ins fünfzehnte Jahrhundert die gewöhnlichste Art der Tafelmalerei. Die Farbestoffe wurden mit Leimwasser angerieben und mit Eiweiß und Honig, wohl auch mit andern Bindemitteln gemischt.

Die *Delmalerei* wurde von dem niederländischen Maler Hubert von Eyck gegen 1410 aufgebracht.

Die *Enkaustik*, zu deren Ausübung Wachsfarben und Feuer gebraucht wurden, war schon den Griechen und Römern bekannt und erhielt sich bis ins Mittelalter. Im weitern Sinne nennt man auch die Email-, Glas- und Porzellanmalerei Enkaustik, weil hiebei die Farben eingebrannt werden.

Mit Rücksicht auf die zu bemalenden Flächen wird die Malerei in Wandmalerei, Tafelmalerei, Miniaturmalerei, Glas- und Emailmalerei eingetheilt.

Zu der *Wandmalerei* (Malerei mit Leimfarben auf trockenem Kalk) werden, freilich nicht mit Recht, die seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts besonders in Italien auf nassem, frischem Kalk (al fresco) ausgeführten Malereien gerechnet.

Die *Tafelmalerei* ist Malerei auf Holz.

Miniaturen (minium — Mennige), Malereien zum Schmucke und zur Illustration von Handschriften, finden sich viel in mittelalterlichen Werken. Auch versteht man unter Miniaturmalereien kleine feine, auf Elfenbein oder Pergament ausgeführte Bilder von Personen, Landschaften u. dgl.

Bei der *Glasmalerei* sind zwei Methoden zu unterscheiden: 1) Die musivische Zusammensetzung kleiner Stücke bunten Hüttenglases durch Verlöthung mit Blei. — wohl schon bei romanischen Kirchen angewandt — und 2) die Darstellung verschiedener Farben auf einer Scheibe seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, zunächst durch Anwendung von Uebersangglas, dann aber durch Aufnahme verschiedener Schmelzfarben auf weißes Glas.

Das Email (smaltum — Schmelzglas) war ein schon den Alten bekanntes, seit dem eilften Jahrhunderte das ganze Mittelalter hindurch geübtes Verfahren, durch Ofengluth einen farbigen Glaschmelz auf Metall (Kupfer, Gold, Silber) darzustellen. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gibt es Maleremailen, Schmelzmalereien auf Kupferplatten und Metallgeräth aller Art, wodurch man die kostbaren Relief-Emailen ersetzte.

Außerdem gibt es noch andere Anhaltspunkte für die archäologische Beurtheilung von Kunstwerken, von denen wir jetzt reden wollen.

Goldgrund, symbolisirend den Himmel, die Herrlichkeit der Heiligen, sieht man auf alten Kunstwerken bis ins sechzehnte Jahrhundert.

Koilanaglyphen, Reliefs der Aegypter, wurden in der frühromanischen Periode zuweilen als Ornamente angewandt.

Die Mosaik, schon bei den Alten als Verzierung der Fußböden und Wände beliebt, erhielt im fünfzehnten Jahrhunderte in Italien durch Herstellung beweglicher Gemälde in musivischer Arbeit einen neuen Aufschwung. Bilder Christi, der Apostel u. s. w. im Mosaiktypus finden sich namentlich im Sanktuarium altchristlicher Basiliken, Aus den Mosaikziegeln, Platten, farbig glasirt und mit figürlichen und anderen Darstellungen verziert, wurden mittelalterliche Mosaikfußböden zusammengesetzt.

Niellen, mit schwarzem Metallkitt ausgefüllte und eingeschmolzene, Gravirungen auf Papier sollen zuerst gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Florenz versucht worden sein.

Teppiche, theils zum Behängen der Wände,

des Rückgetäfels der Chorstühle, zu Vorhängen vor den Ciborien und Fensteröffnungen der Kirchen, zum Belegen des Fußbodens dienend, waren als Behänge mit figürlichen Darstellungen, als Fußdecken nur mit Blumen-, Thier- und Arabeskenmustern versehen. Im Hochmittelalter bezog man sie aus dem Oriente; seit dem eilften Jahrhunderte aber beschäftigten sich die Laienbrüder in den Benediktinerabteien mit der Teppichweberei. Außer solchen Teppichen, aus Seide und Wolle auf leinenem Aufzuge gewebt, kommen auch noch viele vor von Frauen, namentlich von Nonnen, gestickt, und auf ein grobes Leinentuch entweder in Plattstich oder mit der Tambourirnadel gewöhnlich in gezwirnter Wolle gearbeitet. Im späteren Mittelalter findet man als Behänge (Hungertücher, Palmtücher, Fastentücher) auch bemalte Leinentapeten.

Arabesken waren schon den Römern und Griechen bekannt. Mit dem Sturze des weströmischen Reiches verschwanden sie aus dem Abendlande, kehrten mit den Arabern im neunten Jahrhunderte wieder dahin zurück und fanden besonders in Spanien Nachahmung. Zu den Zeiten der Kreuzzüge wurden die Arabesken überall allgemein. Später galten die Römer für Meister in der Arabeskenkunst, und namentlich bediente sich ihrer Raphael bei Verzierung der Wogen des Vatikans.

Terracotten, plastische Arbeiten aus gebrannter Erde, mit einem glasirten Ueberzuge versehen, sollen um 1450 von Luca della Robbia in Florenz erfunden worden sein, dessen Nachkommen bis ins sechszehnte Jahrhundert unzählige Arbeiten hinterlassen haben.

Die Majolica, ein mit verglasten Farben bemaltes Geschirr aus gebrannter Erde, wurde besonders von den Arabern auf Majorca (woher ihr Name) ver-

fertigt und im zwölften Jahrhunderte nach Italien verpflanzte, wo sie jedoch erst im sechszehnten Jahrhunderte blühte und besonderen Werth durch die Theilnahme Raphaels, Giulio Romanos, Marc-Antonios u. a. erhielt.

Viel trägt zur sicheren Bestimmung des Alters der Kunstwerke die Kenntniß des Ursprungs und der Modifikation der Insignien der geistlichen und weltlichen Würdenträger bei.

Die Tiara mit einer Krone reicht höchstens bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts (1298) hinauf. Zwei Kronen hatte sie von da bis 1334, und von diesem Jahre an besteht sie aus drei Kronen. Hiernach kann das Alter der Bilder von Päpsten und von Gott dem Vater, der schon auf älteren Bildwerken die Tiara trägt, bestimmt werden. Das Kreuz mit den drei Querbalken gilt seit dem fünfzehnten Jahrhunderte als Abzeichen der Päpste. Auch werden seit diesem Jahrhunderte die Breven derselben mit dem Fischerringe (worauf St. Petrus in einem Schiffe fischte) versiegelt.

Das Doppelkreuz (Patriarchenkreuz) ist seit dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte eine Auszeichnung der Kardinäle und Erzbischöfe.

Hier sei gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß die so verschiedenen Arten von Kreuzen zur Zeit der Kreuzzüge entstanden. Damals wurden alle Gemeinen mit einem Kreuze gekennzeichnet und die Anführer erhielten als hervorstechendes Abzeichen ein besonderes Kreuz, das sie später zur beständigen Erinnerung an ihren Zug in ihrem Wappen führten.

Der Bischofsstab, alten Ursprungs, anfangs einfach geradeaus, später sichelförmig auslaufend, gehörte eigentlich zu den bischöflichen Insignien, wurde

aber später auch von Aebten getragen. An ihm hängt seit uralter Zeit bis wohl ins siebenzehnte Jahrhundert oft ein Tuch herunter, welches, wie die Manipel, ursprünglich nur ein Schweistuch war. Früher wurden diese Stäbe aus Holz, Elfenbein u. dgl. gefertigt. In der griechischen Kirche läuft der Bischofsstab noch gerade aus und endigt sich in eine Kugel.

Die Mitra läßt, gleich dem Bischofsstabe und dem Pallium, dem Ursprunge nach auf ein Jahrhundert schließen, das wenigstens dem siebenten nicht vorausging, ja, nach andern soll sie erst im zehnten oder eilften Jahrhunderte aufgekomen sein. In älterer Zeit war sie niedrig und stumpf, im Spätmittelalter wurde sie hoch und spiz. Früher kamen auch runde und ungetheilte Mitren vor.

Bischöfe tragen seit dem siebenten, Aebte seit dem zwölften Jahrhunderte Ringe. Die zum bischöflichen Schmucke gehörigen Handschuhe waren zuerst bloße Fausthandschuhe; Fingerhandschuhe sollen erst seit dem vierzehnten Jahrhunderte vorkommen.

Erst seit dem Konzil von Rhon (1245) tragen die Kardinäle rothe breitkrämpige Hüte. Die Schnüre und Quasten hat Paul II. hinzugefügt. Der letzteren waren es früher nur wenige; mit der Zeit stieg ihre Zahl auf fünfzehn. Erst seit dem siebzehnten Jahrhunderte (nach Andern gar schon gegen das Ende des Mittelalters) decken die Erzbischöfe und Bischöfe, um die Kardinäle nachzuahmen, ihre Wappen mit grünen Hüten. Der erzbischöfliche Hut hat zehn, der bischöfliche sechs, der schwarze Hut der Aebte nur drei Quasten.

Das Messgewand ist von seiner ursprünglich ehrwürdigen Form zu einem erbärmlichen Baßgeigen-

werk herabgesunken. Schon der lateinische Name *casula* spielt darauf an, daß der Priester darin wie in einer Hütte wohnte. Es war ursprünglich ein weiter ärmelloser Mantel, der nur eine Oeffnung für den Kopf hatte, über welchen er schlauchartig gezogen wurde. Da die Bewegung der Arme gehindert war, so brachte man auf den Seiten Schnürenzüge zum Herausziehen desselben über die Arme an, und so hing es vorn und hinten in reichen Bogensalten herab. Dergleichen Kaseln erhielten sich bis ins dreizehnte Jahrhundert. Später machte man für die Arme Seitenausschnitte, und so blieb seit dem fünfzehnten Jahrhunderte die jämmerlich zugestuzte Form eines langen, in der Mitte mit einer Oeffnung versehenen Stückes Zeug übrig. Jetzt greift man wieder ins Alterthum zurück und ist bemüht, Kirchenornamente nach altkirchlichen Mustern anzufertigen.

Bis zum siebenten Jahrhunderte war das *Darium*, ein leinenes Tuch, das Bischöfe, Priester und Diakonen über beide Schultern (die Diakonen nur über der linken Schulter) angeheftet trugen, in Gebrauch. An seiner Stelle trat die Stola. Der Manipel ist seit dem zehnten Jahrhunderte ein bloßer Schmuck. Der spätmittelalterliche Manipel ist kurz und an den auf einander gehefteten Enden verbreitert. Die *Dalmatika* hatte früher lange enge Ärmel; später wurde sie auf den Seiten aufgeschnitten, erhielt kurze Ärmel und wurde auf dem Rücken mit zwei goldenen Troddeln verziert.

Das *Pluviale* war ursprünglich ein Mantel, welcher bei Prozessionen im Freien zum Schutze gegen den Regen von Geistlichen getragen wurde. Später trugen es namentlich die Bischöfe im Chordienste. In

älterer Zeit hatte es eine Kapuze, dagegen ist es jetzt mit einer langherabhängenden Kappa versehen.

Die deutsche Kaiserkrone, verschieden von der römischen, ist einer Bischofsmütze ähnlich, damit sie desto heiliger und ehrwürdiger erscheine. Ueberhaupt aber führten die deutschen Könige und Kaiser seit dem zehnten Jahrhunderte geschlossene Kronen, welche die Könige von England im eilften, die von Frankreich aber erst im fünfzehnten Jahrhunderte nachahmten.

Der Reichsapfel, schon als Kugel seit Caracalla eine Auszeichnung der römischen Kaiser, soll von den christlichen Kaisern des Morgenlandes mit dem Kronenreife und dem Kreuze geziert worden sein. Er wurde immer bei dem Einzuge oder der Krönung der Kaiser in Rom gebraucht: mit ihm wurde denselben gleichsam der Orbis Romanus übergeben. Benedikt VIII. ließ den ersten (abendländischen) Reichsapfel verfertigen, und gab ihn 1014 Heinrich II. zum Geschenke. Zuerst führten den Reichsapfel nur die Kaiser; auch hatten ihn die Reichsstände auf ihren Münzen, um ihre Dependenz vom Kaiser anzudeuten; nachher führten ihn auch gekrönte Häupter und Fürsten, als Zeichen der Christus unterworfenen Gewalt. Das Wappen des Erztruchsesses war der Reichsapfel (der Erztruchseß trug ihn bei der Kaiserkrönung). Der Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz erhielt 1544 in Speier von Karl V. den Reichsapfel zum Wappen, und von dieser Zeit an führten ihn die Kurfürsten von der Pfalz. Als aber Kurfürst Friedrich V. 1623 in die Acht erklärt wurde, erhielt Baiern den Reichsapfel und als dieses 1706 in die Reichsacht kam, erhielt Kurpfalz mit dem Erztruchseßamt den Reichsapfel wieder. Dieser kam 1714 wieder an Baiern.

Der Zepter der alt fränkischen Könige war bald eine Palme, bald eine gekrümmte goldene Ruthe. Auf dem des Chlodwig sitzt ein Adler, auf dem des Childebert ist ein Tannenzapfen angebracht. Dago- bert hält einen Ast mit Zweigen. Der Zepter anderer alter Könige ist mit Blumen, Kugeln u. dgl. geziert. Gerechtigkeits Hände hatten die Könige von Frankreich, nach ihnen die von England. Sonst erscheint der Zepter von jeher meist stabförmig.

Bezüglich alter Bilder u. Denkmäler ist es nothwendig, Einiges über die mittelalterlichen Trachten anzuführen.

Die Kopfbedeckung bietet im Mittelalter die verschiedensten Formen dar. Oft hing sie als Kapuze mit dem Kleide zusammen, und den Scheitel bedeckte ein Käppchen; sonst wurde auch die Kapuze vom Rocke abgetrennt als Mütze getragen und fiel bis auf die Schultern herab. Viele Kopfbedeckungen erhielten ihren Namen von dem Stoffe, woraus sie gefertigt waren (Barret von birrus, einem flockigen Stoffe u. s. w.) Männer und Frauen trugen vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhunderte häufig einen Kranz (Schapel), gewöhnlich aus zwei verschiedenartigen Stoffen gewunden, um den Kopf. Dieser Kranz, Sendelbinde oder Zindelbinde genannt, war auf der Stirn oft mit einer Agraffe und einem Federbusche geschmückt. Bei den Männern entstanden aus dem Schapel die Hüte, welche zuweilen sehr reich geschmückt waren, indem sie die Agraffe und Edelsteinverzierungen beibehielten. Frauen, besonders Mädchen, trugen seit dem vierzehnten Jahrhunderte Haarnetze verschiedener Art; verheirathete Frauen oder Witwen trugen Hauben und allerlei Kopfstücker. Die Juden trugen im Mittelalter einen spitzzulaufenden Hut und gelbe Ringlein auf den Kleidern.

Im fünfzehnten Jahrhundert wurde der Tappart, ein Mantel (Pilgermantel), aus grobem dicken Zeug getragen. Ein kurzer Oberrock desselben Jahrhunderts war das Häslein.

Der Kleinspalt, ein Pelzwerk aus kleinen dachziegelartigen Stücken, die gewöhnlich weiß und an den Rändern blau gefärbt waren, galt im 14. und fünfzehnten Jahrhunderte als ein besonderes Zeichen vornehmen Standes.

Die Tunika, ein Unterkleid römischen Ursprungs und ärmellos, wurde noch im Hochmittelalter, aber gewöhnlich mit langen oder verstüzten Ärmeln getragen.

Staatskleidungen aus dem fünfzehnten Jahrhunderte hatten Zatteln, lang herabhängende Ausbogungen an den offenen Ärmeln.

Pluderhosen, übermäßig weite Beinkleider, zu deren Anfertigung 100 bis 200 Ellen Zeug verwendet worden sein sollen, wurden um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts besonders in Deutschland und in den Niederlanden von allen Ständen getragen.

Schellen, kleine kugelförmige Metallklappen, wurden besonders im fünfzehnten Jahrhunderte zum Schmucke an die Kleidung gesetzt.

Taschen aus Leder oder Zeug und von sehr verschiedener Art trugen Männer und Frauen seit dem vierzehnten Jahrhunderte am Gürtel.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte trugen Frauen ein Nesseltuch, das Diselset (von Distel), als Kopftuch.

Die Fußbekleidung war im Mittelalter bei Männern und Frauen ursprünglich eine Fortsetzung der Beinkleidung. Diese reichte jedoch zuweilen nur bis ans Knie und Strümpfe bedeckten die Unter-

schenkeln; sie waren häufig besohlt, oder es konnte stärkeres Schuhwerk darüber getragen werden. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts und im fünfzehnten kamen Schuhe mit langen Schnäbeln auf, die, wenn sie 1—2 Fuß lang waren, mit einem Ketten oder einer Agraffe am Bein befestigt, oder auf eine Trippel gelegt, oder mit Fischbein gestieft werden mußten, um nur das Gehen zu ermöglichen. Diese Fußbekleidung war den Geistlichen verboten. Bald kamen kürzere, nur 4—5 Finger lange Schnäbel in Aufnahme, und im sechzehnten Jahrhundert schlug die Mode völlig um, und man trug breite, plumpe, pferdehufartige Schuhe. Die vorhin angezogenen Trippeln waren Unterschuhe nach Art der Sandalen. Pöffe, Schuhe, hoch und oben weit, trugen von jeher die Pilger.

Umlagen hießen die breiten bis auf die Brust reichenden Halsketten, die man im sechzehnten Jahrhundert trug. Ringe wurden seit den urältesten Zeiten an den Fingern getragen, und namentlich gingen die Trauringe aus dem römischen Heidenthume in die altchristliche Zeit über. Ohrringe trugen im Mittelalter die Frauen paarweise, die Männer hingegen trugen deren nur in einem Ohre.

Von den Waffen, deren Kenntniß bei archäologischen Beurtheilungen sehr nothwendig ist, hier Mehreres, und zwar zuerst von den Schutzwaffen — dem Helme, dem Harnische und dem Schilde.

Der Helm, aus Eisen oder Leder bestehend, oft nur eine einfache Eisentappe (Beckenhaube, Kesselhaube), die mit einem Nasenschirme versehen war. Nachdem die Pickelhaube (salade) im fünfzehnten Jahrhundert mit einem Visier versehen worden war, trat gegen das Ende des Jahrhunderts an die Stelle derselben der

künstliche, eine freie Bewegung des Halses und Kopfes gestattende, Helm, der zuerst in den burgundischen Kriegen aufkam. Der *Stechhelm* (wohl zu unterscheiden vom Kriegshelm), ganz geschlossen, nur mit Augenschlitzen versehen, aus Leder und Eisen gearbeitet, wurde bei Turnieren über die einfache Beckenhaube getragen. Der *Todtenkopf*, ein Kriegshelm des sechszehnten Jahrhunderts, umschloß Hals und Kopf und ließ nur Nase, Mund und Augen frei.

Unter *Harnisch* begreift man den ganzen schützenden Anzug des Ritters mit Ausnahme des Helmes. Die Rüstung bestand im früheren Mittelalter aus einem Kettengeflecht und seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts aus eisernen Platten und Schienen, die im sechszehnten Jahrhunderte zur kunstreichsten Beweglichkeit ausgebildet wurden; die *Helmbrünne*, üblich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, war eine Kapuze aus Kettengeflecht, die Kopf, Hals und Schultern so bedeckte, daß nur das Gesicht frei blieb. Ueberhaupt nannte man das, Alles vom Helm bis zu den Knien hergende, aus Kettengeflecht bestehende, Panzerhemd *Halsberg*; die, gleichfalls aus Kettengeflecht bestehenden, Beine und Füße zugleich deckenden, Theile der Ritterrüstung des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hießen *Beinbergen*. Die *Plattenrüstung* entstand allmählig aus den an einzelnen Theilen (an Knien, Beinen, Armen u. s. w.) seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts angebrachten Verstärkungen der üblichen, aus Ring- und Kettenwerk bestehenden, Bepanzerung, wozu man zuerst gesottenes Leder benützte, das mit Metallbuckeln beschlagen wurde und gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eisernen Schirmen und Schienen wich. Auch wurde im Mittel-

alter der Waffencloak, ein ärmelloser bis über die Hüften gehender Rock aus Leder oder Zeug, über der Rüstung getragen. Der Lendner, welcher unter Eduard III. (1327—1377) aufkam, gehört hierher. Ihn trugen zuletzt auch Frauen. Lerschen (Lederfesen) waren lederne Beinröhren, die im vierzehnten Jahrhundert über den Beinbrünnen getragen wurden.

Schilde, aus Holz gefertigte, mit Leder überzogene und bemalte Schutz Waffen, wurden in runder Form im frühen Mittelalter und zwar nur von heidnischen Völkern getragen. Setzschilder, die den ganzen Mann deckten und unten spitz zuliefen und Stechschilde, nur von den Mittern gebraucht, im Spätmittelalter von Eisen, sind bis ins vierzehnte Jahrhundert dreieckig, anfangs größer, später kleiner. Im fünfzehnten Jahrhunderte sind sie viereckig, oft von geschweifeter Form und mit einem Einschnitte für die Lanze. Schilde dieser Art (Tartschen) waren auch noch im sechszehnten Jahrhunderte gebräuchlich.

Die Trugwaffen zerfallen in Hieb-, Stich- und Schießwaffen.

Zu ersteren gehören vornämlich das Schwert, der Streithammer und der Morgenstern.

Das Schwert, auch als Stichwaffe gebraucht, hatte im Mittelalter bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als Griff ein einfaches Kreuz. Seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wurde die Parierstange gewöhnlich nach beiden Enden zu etwas geschweift und erhielt auch häufig nach hinten und vorn noch einen Bügel; aber erst gegen das folgende Jahrhundert liefen am Griffe auch Bügel aufwärts um die Hand. Gefrümmte Schwerter (Säbel), aus dem Oriente stammend, kommen im Mittelalter

nur äußerst selten vor und sind wohl immer von morgenländischer Arbeit. Zu den Flammbergen, zweihändigen Schwertern mit gezackter oder geflammter Klinge, gehören die sogenannten Zweihänder, übermannshoch und namentlich in der Schweiz beliebt.

Des Streithammers bedienten sich im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Reiter gegen das Fußvolk. Die Streitart diente zum Hauen und Stechen.

Morgensterne waren Streitkolben, aus einem Stabe bestehend, an dem eine eiserne Stachelkugel mit einer Kette befestigt war. Sonst sind Streitkolben hölzerne oder eiserne Keulen, auch Stäbe, die von den Reitern mittelst eines Riemens am Sattelsknopfe getragen wurden.

Dolche, Lanzen, Hellebarden sind die vorzüglichsten Stichwaffen.

Dolche wurden namentlich im vierzehnten Jahrhundert an dem Wehrgürtel der Ritter mit einer Kette auf der Brustplatte befestigt an der rechten Seite getragen und dienten dazu, dem Gefallenen den Todesstoß zu versetzen (daher ihr Name: misere-corde).

Die Lanze, eine uralte Waffe, hatte im Mittelalter bisweilen unter der Spitze einen Wimpel (Fähnlein). Zu den Lanzen kann man auch den Kröning rechnen, dessen sich die Ritter bei den Turnieren bedienten und der oben mit einer stumpfen Spitze und unter der Mitte des Schaftes mit einer Brechscheibe zum Schutze der Hand versehen war.

Die Hellebarde hatte einen Stiel mit Lanzen Spitze und das unter dieser angebrachte Beil war an der Rückseite mit einem Haken versehen. Sie diente auch als Hiebwaaffe.

Schusswaffen waren der Bogen und die Armbrust.

Der Bogen wurde neben der Armbrust durch das ganze Mittelalter hindurch gebraucht. Die Armbrust, zuerst im zwölften Jahrhunderte genannt, soll durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen sein. Kleine leichte Armbrüste heißen Schnepper. Zum Spannen der Sehne diente das aus einer windenartigen Vorrichtung bestehende Rüstzeug.

Erwähnenswerth ist auch das Reitzzeug.

Im dreizehnten Jahrhunderte kam das Prachtgeschirr der Pferde auf, zu dessen Schmucke Maler, Goldschmiede und andere Künstler beitrugen. Der Sattel war oft reich gestickt, der Sattelhaken mit Goldblech beschlagen und heraldisch bemalt. Noch prächtiger war der Schmuck der Damensättel mit einem Tritt für die Füße. Gebiß und Zaum waren gleich Steigbügel und Steigreifen mit edlen Metallen verziert, und gestickte Decken bedeckten oft das ganze Pferd. Der die Stirn deckende Theil der spätmittelalterlichen Pferderüstung hieß *Rosstirn*. Die Sporen waren im frühern Mittelalter einfache lange Stacheln an den Fersen der Ritter. Radsporen sollen erst seit dem dreizehnten Jahrhunderte vorkommen. Die Sporen waren ein Abzeichen des adeligen Standes, wurden aber auch von der Geistlichkeit getragen. Reiterinnen hatten nur einen Sporn.

Wir stehen jetzt der Eintheilung nach bei den Attributen. An das, was hierüber zu sagen ist, soll eine kurze Darlegung der Entwicklung der christlichen Symbolik gereiht werden.

Die Auszeichnung der Heiligen durch besondere

Attribute fällt höchstens ins neunte oder zehnte Jahrhundert. Früher — Beispiele davon in den Katakomben — hatten die Heiligen gewöhnlich nur eine Rolle, was namentlich bei den Aposteln der Fall war, oder ein zumeist reich besetztes Buch, oder ein Kreuz. Uralt jedoch sind die Evangelistenzeichen, sie kommen entweder für sich allein oder als begleitende Attribute der Evangelisten vor.

Das allgemeinste Attribut der Heiligen, der *Nimbus*, fehlt den alten Kunstwerken in den Katakomben. Später wird, weil die Heiligen in gerader Front dargestellt wurden, der freisrunde üblich, der gleich einer Scheibe hinter ihrem Kopfe liegt. Noch später, da die Köpfe der Heiligen auch im Profil dargestellt wurden, erhob sich auch der *Nimbus* und legte sich als dünne, nur in der Quere gesehene, Scheibe über ihr Haupt oder gar nur als feiner Goldreif wie ein Kranz um dasselbe; er wurde kokett, barettartig, einer Pelzmütze ähnlich, oder der Reif wurde immer zarter und enger und schwebte nur noch ringartig über den Köpfen. In der Renaissance findet man noch einen bloßen Lichtschein als *Nimbus*, zuletzt verschwindet er ganz. Statuen von Königen mit *Nimben* stammen aus den Zeiten Chlodwigs, der fränkischen Scheinkönige und der ersten Karolinger.

Die christlichen Kunstdenkmäler aus den Zeiten vor Konstantin dem Großen tragen unstreitig ein heidnisches Gepräge an sich. Man sieht darauf die Sphinx, den Greif, Flüsse, Greise (auf Urnen gestützt), den Phönix, die Tritonen u. s. w. Seit Konstantin dem Großen wurden die Katakomben-Denkmäler besonders mit Bildern aus dem Alten Testamente geziert, wie mit dem Durchzuge der Israeliten durchs rothe Meer,

dem Opfer Abrahams, Noe in der Arche, Moses mit einem Stocke auf den Felsen schlagend, Jonas ins Meer geworfen, vom Fische ausgespieen und unter einer Kürbistaude sitzend, den drei Knaben im Feuerofen, Daniel unter den Löwen, David mit den Kieselsteinen, Tobias mit dem Fische, Job auf dem Misthaufen. Diesen Bildern unterschob man damals einen allegorischen Sinn; ebenso manchen aus dem Neuen Testamente, wie der Verwandlung des Wassers in Kana, die Vermehrung der Brode und Fische, der Auferweckung des Lazarus, der Heilung des blutflüssigen Weibes, des Blinden, des Gichtbrüchigen u. s. w. Auch heidnische Personalitäten, wie Orpheus, treten als Typen in den Katakomben auf.

Figuren reinsymbolischer Bedeutung aus jener Zeit sind der Anker, der Fisch, die Palme, der Lorbeerzweig, die Taube, der Hirsch, das Herz, der Ochse, der Bock, der Pfau, die Taube, das Lamm, der gute Hirt u. s. w.

Diese Symbolik erhielt sich im Wesentlichen bis zur Zeit der Karolinger, ja, man könnte wohl sagen, bis ins eilfte Jahrhundert, in welches der erste Kreuzzug fällt. In diese Zeit (eilftes bis zwölftes Jahrhundert) fällt auch das byzantinische Kostüm der Heiligenbilder.

Die Kreuzzüge hatten überhaupt einen großen Einfluß auf die Erweiterung und Ausbildung der Symbolik und der christlichen Kunst überhaupt. Ueberall wurden Sinnbilder, zumeist aus der Bibel und namentlich aus der Apokalypse, angebracht. Im zwölften Jahrhunderte eiferte St. Bernhard gegen die auf Kunstwerken massenweise angebrachten unreinen Affen, wilden Löwen, entseßlichen Centauren, Halbmenschen,

gefleckten Tiger, kämpfenden Soldaten, blasenden Jäger; gegen die Köpfe, welche viele Leiber, und gegen die Leiber, welche unzählige Köpfe hatten; gegen die Vierfüßler mit Schlangenschwänzen; gegen die Ungeheuer, halb Pferd, halb Ziege u. dgl. In dieser Zeit fing man auch an, die Tugenden und Laster zu personifiziren.

Das vierzehnte Jahrhundert ist eine Zeit des Ueberganges. Es zog manches aus dem vorhergehenden Jahrhunderte an sich, artete aber schon ziemlich aus.

Noch mehr entartet ist das fünfzehnte Jahrhundert: aus ihm gingen u. a. die Mönche mit den Eselsohren, die Esel mit den Kapuzen, die predigenden Esel und Fische u. dgl. mehr hervor.

Im sechszehnten Jahrhunderte erlischt, Dank der sogenannten Kirchenverbesserung, die Symbolik so zu sagen ganz und kommt erst wieder in neuester Zeit zu Ehren.

Von den Bildern Christi, Mariens und des Teufels wäre noch etwas Weniges zu sagen.

Das älteste Christusbild ist das sogenannte Abgarusbild, das den ältesten griechischen Typus der Christusbilder enthält und in dem die göttliche Natur vorherrscht. Christus hat darauf einen schmalen schwarzen Bart und sein Kopfhaar ist gescheitelt. In den Katakomben erscheint er in den ersten Jahrhunderten wie ein junger Apollo oder Merkur, etwas später nimmt er wieder den Typus der Abgarusbilder an und dieser bildete sich besonders in den Mosaikbildern der ältesten Kirchen ernst und in großartiger Ruhe aus. Die später auftauchenden Vesperbilder lassen sich auf das Schweisstuch der hl. Veronika zurückführen; doch die Synode von Constantinopel 692 stellte den Typus der Abga-

rusbilder fest und er hat sich, ohne jedoch den der Veronikabilder zu verdrängen, bis heute erhalten.

Ziemlich genau läßt sich das Alter der Crucifixe bestimmen. Vor Karl dem Großen gab es schwerlich Crucifixe, sondern nur einfache Kreuze, auf denen zuweilen das Lamm, als Symbol, angebracht war. Zuerst war Christus bekleidet am Kreuze, die Hände nach oben erhoben. Erst später hängt er lebend, mit offenen Augen, die Füße neben einander genagelt, an demselben. Seit dem zehnten oder eilften Jahrhundert sieht man ihn daselbst verscheidend oder todt und gesenkten Hauptes. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden seine Füße mit Einem Nagel durchbohrt und noch später ist sein Haupt nach hinten gesenkt und sein Mund offen. Erst im späteren Mittelalter, vielleicht erst seit dem dreizehnten Jahrhundert, trägt der Gekreuzigte eine Dornenkrone; früher hatte er eine Blumenkrone, im zehnten oder eilften Jahrhunderte selbst eine Königskrone.

Auf den ältesten christlichen Kunstwerken erscheint Maria als Jungfrau, ohne Kind, die Arme wie zum Gebete ausgestreckt, den Kopf verschleiert. Auf späteren sieht man sie als Jungfrau mit dem Kinde. Im Mittelalter tritt sie — namentlich als mater dolorosa — als ehrwürdige Matrone auf. Mit den verschiedenen Attributen (Sonne, Mond, Sternenkrone, Scepter u. s. w.) sieht man sie erst im späteren Mittelalter, etwa im dreizehnten Jahrhunderte, jedenfalls aber erst nach den Zeiten des hl. Bernhard. Auch die prophetischen Symbole (der brennende Busch, Arons Ruthe, Gideons Fals, Ezechiels verschlossene Pforte) findet man erst seit jener Zeit neben ihr.

Der Teufel erscheint auf den ältesten Minia-

turen aus dem sechsten und siebenten Jahrhunderte als ein stark beharteter Mann mit großer Adlernase und weit aufgespaltem Munde und hat überhaupt mit Pan viel Aehnlichkeit. Manchmal hält er auch eine Schale oder Büchse, vielleicht als Anspielung auf die Fabel von der Pandora. Ueberhaupt kann man annehmen, daß die Bilder, worauf der Teufel zwar als ein häßliches und furchtbares Wesen, aber noch in menschlicher Gestalt, auftritt, aus einem Jahrhunderte kamen, das dem zwölften vorausging. Die Verbindung der Christen mit den Morgenländern, eine Folge der Kreuzzüge, mag viel dazu beigetragen haben, daß er, und zwar zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, als ein förmliches Ungeheuer mit Gliedern von verschiedenen häßlichen Thieren dargestellt wurde. Freilich erscheint er in einem sächsischen Missale, das noch in Oxford aufbewahrt wird und das aus dem zehnten Jahrhunderte stammen soll, mit Flügeln, Hörnern, einem Hundeschweif und Krallen an den Füßen. —

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen, die eigentlich schon früher hätten eingeschaltet werden müssen, aber nicht füglich eingeschaltet werden konnten.

Die Todtentänze leiten ihren Ursprung aus dem 14. Jahrhunderte her, wo eine furchtbare Pest wüthete und wurden zuerst an Kirchhofs- und Kreuzgangsmauern gemalt. Sie waren bis ins siebzehnte Jahrhunderte beliebt.

Das Alter der Prozessionshimmel läßt sich nicht genau bestimmen. Ursprünglich bestanden sie aus einem Stück kostbaren Stoffes, das an vier Stangen befestigt war, die aber Lanzen hatten. So waren sie bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Eine wesentliche Veränderung erlitten sie in Italien, indem man ihnen die Form einer Bundeslade gab. Diese Art Himmel war steif und unbiegsam. Prachtvoll verzierte Himmel, die oft von zwölf, ja von achtzehn, starken Männern getragen werden mußten, gab es vornämlich in Frankreich. In neuerer Zeit ist man wieder zur alten Einfachheit zurückgekehrt.

Die Kirchenfahnen behielten im Verlaufe der Jahrhunderte im Wesentlichen die Form des Tabarums, nur wurden sie unten oft ausgezackt, mitunter auch abgerundet, und die Spitze wurde gewöhnlich mit einem Kreuze geziert. Als die Zünfte entstanden, nahmen diese das Bildniß ihrer Patrone in ihre Fahnen auf und dasselbe thaten auch die Bruderschaften.

Kleinmeister hießen diejenigen meisten deutschen Künstler des sechszehnten Jahrhunderts, die sich, wie Hans Burgkmair, vorzugsweise mit Zeichnungen für den Holzschnitt zu Bücherillustrationen beschäftigten und in deren Ausführung besondere Sorgfalt an den Tag legten.

Der Leigdruck, Abdruck von Relief-Metallschnitten, ausgefüllt mit gefärbter kleisterartiger Masse auf Papier, mit Goldbofer grundirt, ist eine deutsche Erfindung aus dem fünfzehnten Jahrhunderte.

Die Majuskelschrift (neugothische) war die etwa von 1200 bis 1360 allgemein herrschende Künstlerschrift aus lauter großen Buchstaben bestehend. Dagegen herrschte die Minuskelschrift, welche aus lauter kleinen eckigen Buchstaben (Fraktur) bestand, von der zweiten Hälfte des vierzehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert.

Reiberdrucke sind die frühesten, nicht mit einer Presse abgedruckten Holztafelschnitte.

Chronogramme (Zahlbuchstabeninschriften), eine Erfindung der spätern Römerzeiten, kommen im Mittelalter seltener, häufiger dagegen in der Renaissance vor.

Die Schrotarbeit ist eine deutsche Erfindung aus der Mitte der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Leonische Verse kommen schon im neunten Jahrhunderte vor, obgleich man gewöhnlich ihren Ursprung ins dreizehnte Jahrhundert setzt.

Die Leichentücher sind seit dem fünfzehnten Jahrhunderte allgemein von schwarzer Farbe, gewöhnlich mit weißen Sticereien, am häufigsten mit einem Kreuze geschmückt.

Das Veronikatuch kommt seit dem vierzehnten Jahrhunderte häufig vor und zwar entweder von Engeln oder von St. Veronika selbst getragen.

Die Patrone gegen die Pest.

Von

J. Sack.

Weil, wie der hl. Basilius (Reg. fus. q. 55) schreibt, die Krankheiten zumeist Strafen für die Sünden sind, so wird die Pest in den hh. Schriften ausdrücklich als eine göttliche Züchtigung bezeichnet. Wenn aber Gott das menschliche Geschlecht durch dieses Uebel heimsuchte, züchtigte, in die Enge trieb und niederschlug, so lin-